

**Quelle: Die Zeit**

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Glauben & Zweifeln

## Meine Weihnachtskirche

**Prunkvoll oder gelehrsam? Fremd oder vertraut? Mit Trompetenjubiläum oder in aller Stille? Elf ZEIT-Mitarbeiter schreiben über ihren Heiligabend**

**\*Robert Leicht\*, \*Benedikt Erenz\*, \*Josef Joffe\*, \*Uwe Jean Heuser\*, \*Rainer Esser\*, \*Özlem Topcu\*, \*Jens Jessen\*, \*Anna Marohn\*, \*Iris Mainka\*, \*Matthias Naß\*, \*Karsten Polke-Majewski\***

Light, Sound und Trockennebel

In dem guten alten Berlin meiner Jugend gaben die Zeitungen eine Vorschau sämtlicher Weihnachtsgottesdienste der Stadt. Meine Eltern studierten die Liste sorgfältig wie das Kinoprogramm auf der Suche nach interessanten Predigten; sie scheuten weite Wege nicht, um einen berühmten Theologen zu hören, und sei es in einer karg möblierten Zeltkirche in Zehlendorf-Süd. Die Professoren Schmithals und Gestrich, um nur zwei zu nennen, haben zweifellos mein Weihnachtserleben intellektuell bereichert, aber es kam doch die Zeit, da meine Freunde und ich uns fragten, ob es nicht etwas prunk- und gemütvoller ginge, und auch dafür gab es im alten Westberlin selbstverständlich eine Adresse. Das war die Kirche am Fichteberg; und in ihr vergingen uns denn auch sogleich Hören und Sehen. Der Organist rockte die Weihnachtslieder bis zur Schmerzgrenze, das Licht wurde auf- und abgeblendet, zu grünlich grottigem Dämmern gedimmt und zum Strahlen des Sterns über Bethlehem hochgezogen. Wenig hätte gefehlt, und Trockennebel wäre aufgestiegen. Das war Christi Geburt als Light-and-Sound-Show; unsere Heiterkeit kannte keine Grenzen, aber groß war auch der Kater auf dem Heimweg. Wir schworen uns, nächstes Jahr zur heiligen Nüchternheit protestantischer Gelehrsamkeit

zurückzukehren.

Jens Jessen ist Leiter des Ressorts Feuilleton

Damals auf der Pastorenbank

Was waren das für Gottesdienste am Heiligen Abend! Ebstorf in der Lüneburger Heide, keine viertausend Einwohner. Aber drei Mal am 24. Dezember quetschten sich tausend fromme Seelen in die Bänke der Mauritius-Kirche. Viele aus den Dörfern rundum, die Bauern parkten ihren Diesel auf dem nahen Domänenplatz. Der Vater, sich sammelnd, in der Sakristei. Die Mutter und die drei Kinder auf der »Pastorenbank« direkt unter den beiden Weihnachtsbäumen. Deren Kerzen entzündeten jetzt Küster und Küstersfrau von turmhoch schwankenden Trittleitern. Das war das Spannendste: Fiel diesmal einer runter? Und dann Stille Nacht aus tausend Kehlen, die Gesangbücher blieben geschlossen. Viele feuchte Augen, der Krieg lag noch nicht lange zurück. Der Vater predigte vom Glück der Familie. Der Sohn blickte versunken in die Kerzen - ob ihr Licht wohl den Baum in Flammen aufgehen lassen würde? Die Klingelbeutel prall gefüllt, viele Groschen, ein paar Fünfmarkstücke, vom Großbauern ein Fünzigmarkschein. Der Sohn würde später den Kirchenvorstehern beim Zählen helfen. Zum Ende

Trompetenjubiläum, ein kleiner Orgel-Orkan, auf der Empore erhoben sich die Äbtissin und die Klosterdamen.

Heute ein schwacher Abglanz der damaligen Herrlichkeit. In der Hauptkirche St. Nikolai am Klosterstern, dort, wo Harvestehude an Eppendorf grenzt, trifft sich das feine Hamburg. Teure Garderobe, Küsschen links und rechts. Die Kinder sind über die Feiertage nach Hause gekommen, aus New York, Dubai, Shanghai. Bei den Liedern viel Gebrumm. Wo sind die kräftigen Stimmen geblieben? In der Predigt ein bisschen Politik, ein bisschen zerrissene Gesellschaft, das wird schon. Der Klingelbeutel, der jetzt durch die Reihen geht, ist merkwürdig leicht. Aber als wir unseren Schein zu den anderen stopfen, merken wir, er ist ganz voll. Eppendorf und Harvestehude lassen sich nicht lumpen. Zum Ausklang auch in St. Nikolai die Orgel, immer heller, nur die Trompeten fehlen. Auch wir Herzen jetzt unsere Freunde. Dann raus auf den Harvestehuder Weg, die Eppendorfer Landstraße runter. Bescherung.

Matthias Naß ist Internationaler Korrespondent der ZEIT

Bahnhof der einsamen Seelen

In den Siebzigern, als sie noch »Gastarbeiter« genannt wurden, pflegten sich Türken, Jugoslawen

## Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

und andere Migrationshintergründer an Heiligabend in der größten Kathedrale Münchens zu versammeln, nämlich im Hauptbahnhof. Warum, habe ich wegen gewisser Sprachlücken nie recherchieren können. Vielleicht war's die Sehnsucht nach der alten Heimat, nach Zagreb oder Adana, die am Ende der Gleise lagen. Der plausiblere Grund aber wird die Einsamkeit gewesen sein. Denn an keinem Ort der Welt ist der Mensch, der kein Zuhause hat, am Heiligabend einsamer als in Deutschland.

Anderswo - in Paris, Rom oder New York - spielt dieser Abend kaum eine Rolle; die Action findet am 25. Dezember statt. Deutschland aber macht zu und verschanzt sich am Fuße der Tanne. Der Bahnhof bleibt dagegen auf, 365 Tage lang. Und da er im Stadtzentrum liegt, ist er der natürliche Versammlungsort der Alleingeblienen, die hier Wärme und Gemeinschaft suchen. Ist das nicht die heiligste Aufgabe der Kirche? Ein Zentrum des Lebens zu sein, wo sich Sakrales und Profanes fröhlich mischen? Vielleicht wären dann die deutschen Kirchen auch an den anderen 364 Tagen etwas voller.

Josef Joffe ist Herausgeber der ZEIT

Schlittenfahrt sternwärts

Südlich von Hamburg hat die Eiszeit eine Kuhle in der Landschaft hinterlassen, nicht groß, aber mit steilen Abhängen. Einsam ist es hier am Morgen des Heiligen Abends, und wenn Schnee liegt, hat man alle Schlittenbahnen für sich allein: die lange buckelige, auf der man zwischen niedrigen Kiefern und Heidekraut hindurchsaust; die gewaltig steile, über die der Schlitten mehr stürzt als gleitet; die

lang gezogene Kurve, eigentlich ein gestufter Weg, der das Gefährt alle paar Meter krachend aufschlagen lässt.

Später, wenn es dunkel ist, werden wir in Winterhude nahe der Alster in der Kirche sitzen, dort, wo die evangelisch-lutherische Kirchengemeinde und die Herrnhuter Brüdergemeine ihre besten Traditionen in der Christnacht zusammenwerfen (und die überlebten galant abstreifen - hochkirchliches Gerede zum Beispiel). Wo der große handgebaute Stern den Altarraum überstrahlt. Wo Kinder auch mal festlich mit Lego klappern. Wo Helfer große Tablett voll langstieliger Kerzen in den dunklen Raum bringen, um sie an alle Kinder zu verteilen, die sie dann in klammen Fingern durch die Menschenmenge und manchmal unter ängstlichen elterlichen Blicken auch im Auto nach Hause tragen, damit an ihnen die Lichter des Christbaums entzündet werden können.

Vorher aber, da sind nur wir und die Schwerkraft. Und wenn es regnet? Dann eben nicht. Irgendwer muss ohnehin die Ente vom Schlachter holen.

Karsten Polke-Majewski ist stellvertretender Chefredakteur von ZEIT ONLINE

Deutsche Weihnachtsmoschee

Als mich meine Kollegin von Glauben & Zweifeln um einen Text zum Thema »Meine Weihnachtskirche« bat, habe ich mich kurz gefragt, ob sie mich wohl verwechselt hat. Bin ja Muslimin. Aber nein, hieß es. Muslime müssen an Weihnachten ja auch irgendwohin - und Muslimsein muss einen nicht unbedingt davon

abhalten, in eine Kirche zu gehen, wenn man sie denn schön findet und gern dort sein mag. Weihnachten also. Als wir Kinder waren, mein Bruder und ich, bedeuteten die drei Tage vor allem: in die Röhre gucken. Zu Hause abhängen. Gähnende Langeweile. Voll ätzend. Später wurde die Küche meiner besten Freundin, ebenfalls türkischstämmig, zu meiner Weihnachtskirche. Waren alle anderen bei ihren Familien zum Gans-Essen, fanden wir dies nun zusammen voll ätzend, aber was soll man machen. Also kochten wir ebenfalls, aßen und tranken die ganze Nacht. Da schwor ich mir: Niemals würde ich je traditionell Weihnachten feiern! Keine Gans, keine Kirchenlieder, kein Tannenbaum!

Und heute? Verbringe ich den Heiligabend im gemütlichen Wohnzimmer meiner deutschen Schwiegereltern in einer Reihenhaussiedlung in einem kleinen Ort in der Nähe von Kiel. Es gibt natürlich einen Tannenbaum. Warum ich mache, was ich nie machen wollte? Weil sie sich freuen, wenn ich mit ihnen feiere. Ihr Wohnzimmer ist quasi meine Weihnachtskirche. Man kann auch sagen: meine Weihnachtsmoschee, wenn man die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ernst nimmt. Ein Ort, an dem sich die Menschen versammeln, die etwas miteinander teilen.

Özlem Topçu ist Redakteurin im Ressort Politik

Werdener Auferstehung

Am Geländer zum Fleet steht versunken ein dicker Mann, das Handy am Mund. Auf dem schwarzen Wasser treibt das blanke Eis, der Mann gibt mit dröhnender Stimme ein Rezept durch. »Zimt

## Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

und Nüsse ... brutzeln ... kross...«

Das Kirchlein steht in Werden, in Essen-Werden an der Ruhr. Es stammt aus dem Jahr 995, und alle sagen, es sei »die älteste Pfarrkirche nördlich der Alpen«. Es war nicht immer Kirchlein. Das heißt, es war ursprünglich Kirchlein, dann nicht mehr, dann wieder. 1803, als die alte Fürstenklerisei auch in Deutschland endlich weggeräumt wurde, hat man es zu einem Wohnhaus umgebaut. Werdens Bürgermeister höchstselbst nahm hier Logis. Es gibt aus späterer Zeit auch ein verwischtes Foto, das zeigt Kinder an den Fenstern. Dann, nach dem Zweiten Weltkrieg, entdeckte man das Kirchlein wieder. Die Wohnungen kamen raus. Die kostbaren Säulen wurden freigelegt, die herrliche Apsis, der mächtige Vorbau. Der stumpfe Turm bekam wieder ein Kupferdach, und die beiden Seitentürmchen erstanden neu. Alles wieder wie früher, ganz früher, alles auf Anfang.

Sankt Lucius in Werden. Die Sonntagsmaler lieben es. Sie malen das Kirchlein oft, am liebsten im Weihnachtskleid. Mit Schnee, mit einem schwarzen Himmel darüber und vielen blanken Sternen. So wird es auch jetzt wieder sein. Und tritt man ein, wird der Weihrauch nicht verhindern, dass man an die Menschen denkt, die hier einst wohnten, hier lachten und weinten und stritten und liebten. An die Stuben, und wie sie geduftet haben am Heiligen Abend. Nach Nüssen, nach Zimt und brutzelndem Braten.

Benedikt Erenz leitet das Ressort Geschichte

Ein Platz auf der Empore

Hamburg ist ein Dorf, zumindest an manchen Stellen. Bis Klein Borstel

Zentrum mit Minisupermarkt, Bäcker, Blumenladen und Apotheke sind es fünfhundert Meter geradeaus. Da steht die Kirche Maria Magdalenen. Wir gehen zu Fuß an Heiligabend. Vorher ist immer Hetze, dann muss noch schnell die Tischdecke gebügelt werden. Oder die kleine Glocke für die Bescherung ist den Sommer über dahin geraten, wo wir nicht suchen.

Los, kommt jetzt! Beeilt euch! Zum Weihnachtsgottesdienst müssen wir pünktlich sein, mindestens eine halbe Stunde vor der Zeit, sonst sind unsere Plätze auf der Empore besetzt, wir brauchen fünf, und direkt an der Wand ist es zu kalt. Bloß keine Nachbarn treffen unterwegs, das hält auf. Für Small Talk ist nachher noch Zeit. Schnell die Wendeltreppe hoch - oh, gut, wir sind früh genug! Dann warten wir und gucken, unten füllen sich unter Gemurmel die Bänke, der Tannenbaum war im vergangenen Jahr doch größer, oder? Der Organist fehlt noch, wir sitzen direkt neben der Orgelbank. Gleich wird er sich mit seinen Notenblättern umständlich einrichten und entschlossen die Hände heben zum Eingangschoral, später wird die Bratsche wieder leicht aus dem Takt kommen, und wir werden uns anlächeln zum Zeichen, dass wir's alle gemerkt haben. Es tut gut, einen Moment lang im Jahr zu wissen, was kommt.

Iris Mainka ist Chefin vom Dienst

Hirte im Krippenspiel

Wie jeden Morgen sitzt der kleine Nick in seinem Kinderstuhl und haut mit dem Löffel auf den Tisch. Neben ihm schmieren Lili, Leo und Felix ihre Brote mit Butter und Marmelade. Mama läuft hektisch in der Küche herum: Vier Kinder für

den Kindergarten fertig machen und dann die Krawatte des Mannes begutachten, das ist viel Aufwand, wenn man selber auch noch nebenbei zur Arbeit muss. Gelegentlich bekommt Nick Kopfnüsse von den Älteren. Ein bisschen neidisch sind sie schon auf den kleinen Prinzen der Familie, der so ungeheuer charmant ist und alle Aufmerksamkeit bekommt. Schließlich nimmt ihm Mama den Schlabberlatz ab, zieht ihm die dicke Jacke über, Papa schnürt schnell seine Schuhe, und dann geht es hektisch, wie die Erwachsenen halt sind, die Oberstraße hoch zum Kindergarten, in die Maikäfergruppe. Doch seit zwei Wochen ist etwas anders im Leben des kleinen Nick, Sohn meines Freundes Hariolf. »Wartet mal ab«, sagt er sich. »Am nächsten Samstag bin ich wichtig. Und ihr schaut alle zu.« Am Samstagnachmittag wird in St. Elisabeth, wie jedes Jahr an Heiligabend, das Krippenspiel aufgeführt. An diesem Tag ist in dieser Kirche kein Stehplatz mehr frei. Und ich werde wie jedes Jahr mit meinen Kindern Leonie und Leopold dabei sein. Dieses Mal werden wir den kleinen Nick bewundern, wie er mit Hut und Wanderstab vor dem Altar ein sehr würdiger Hirte sein wird.

Rainer Esser ist Geschäftsführer des Zeitverlags

Glühweinausschank Wackernheim

Vielleicht war es dieser Pfarrer aus meiner Grundschulzeit, der während meines Vortrags im gut gefüllten St.-Marien-Dom fortwährend von hinten rief: »Lauter!« - »Leiser!« - »Näher ans Mikro!« - »Zu nah!« Ich bin mit der Kirche nie mehr warm geworden, auch nicht zu Weihnachten. Dabei bin ich sehr konservativ, was das Fest angeht:

## Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Bitte jedes Jahr dieselben Menschen, einen großen Tannenbaum, die gleiche musikalisch fragwürdige Darbietung, Geschenkeauspacken, das gleiche Festessen in der rheinhessischen Heimat. Und vor ungefähr zehn Jahren kam die Dorfplatztradition in Wackernheim hinzu. Früher gab es vor der evangelischen Kirche ein gemeinsames Glühweintrinken für alle nach der Christmette. Dann wechselte der Pfarrer, und der Ausschank wurde abgeschafft.

Seitdem spendet jedes Jahr ein anderer aus dem Dorf den Wein und sucht einen guten Zweck für den Erlös aus. Um zehn treffen wir uns am Feuerwehrhaus und stellen die Heizkanister mit dem selbst gemachten Glühwein an. Meine Mutter und ich füllen die Becher, während mein Vater immer beim Spüldienst landet, aber dabei Karmapunkte fürs neue Jahr sammelt. Ein bisschen kalte Füße und dieses leicht klebrige Gefühl, nirgends ist die Wackernheimer Weihnacht so schön. Es kommen die 15-Jährigen und die 80-Jährigen, große Familien und Alleinlebende. Selbst bei strömendem Regen versammelten sich vor drei Jahren nicht weniger als 100 Menschen. Für mich ist es das ehrlichere Gemeinschaftserlebnis, als ein Mal im Jahr an einen Ort zu gehen, den ich auch sonst nicht aufsuche.

Anna Marohn ist Redakteurin im Ressort Wirtschaft

Aufklärung und Meditation

Wir haben Glück. Unsere Nachbarschaftskirche ist eine der schönsten Kirchen in Hamburg, St.

Johannis Harvestehude. Schlank und spitz zeigt sie in den Himmel an der Außenalster. Sie strahlt jetzt wieder ein wenig heller, weil sie renoviert wurde, aber das auf so eine angenehme evangelisch-norddeutsche Art, dass man es kaum merkt. Wir laufen morgens auf dem Weg zur Schule auf den Kirchturm zu, ein paarmal in der Woche beim Joggen auf weitem Weg um ihn herum - und sonntags manchmal in letzter Sekunde mit der ganzen Familie leicht keuchend hinein. Wir leben also gewissermaßen mit St. Johannis, nicht geplant, es hat sich so ergeben. Drinnen strahlt diese strenge Kirche viel Wärme aus. Vor allem im vorderen Teil umarmt einen das Gebäude regelrecht. Und die kluge Pastorin mit der schönen Stimme verstärkt den Eindruck in ihren manchmal geradezu meditativen Gottesdiensten. Da gehen wir also hin am 24. Dezember, und die Kinder führen ein modernes Weihnachtsspiel auf. Eines, in dem Josef nicht Schutz für die Nacht suchen muss, sondern aufgeklärte Sachen darüber sagt, dass seine Frau den Heiland gebiert.

Uwe Jean Heuser leitet das Ressort Wirtschaft

Raus aufs karge Feld

Pardon, mich zieht es derzeit am Heiligen Abend leider nicht in die Kirche. Allzu verbraucht und ermattet wirken die vertrauten, vorhersehbaren Texte und Lieder auf mich, selbst das Lukas-Evangelium (»Es begab sich aber...«), zu formelhaft die Ansprachen, eine nach der anderen. Sogar das Bachsche

Weihnachtsoratorium kommt mir durch zu häufigen Gebrauch abgenutzt vor, jedenfalls in den ersten drei Kantaten. Mein schönster Heiliger Abend deutet die Gegenrichtung an: Wir waren den Tag über zum Langlaufen im Voralpengebiet, hatten das Auto an einem alten Schafstall abgestellt und wollten in der Dämmerung von dort wieder aufbrechen. Da kam aus dem doch nicht verlassenen Stadl ein offenkundig sehr armer und äußerlich vernachlässigter älterer Mann und lud uns auf einen Schnaps in sein Gelass, gegen das der Stall von Bethlehem eine adrette Pension gewesen wäre. Wir folgten ihm erstaunt und trafen dort auch noch seine Mutter an, sicherlich über neunzig Jahre alt, müde und matt. Ein schlichter, sympathischer Schwatz über ein, zwei Obstlern - nach einer Stunde brachen wir, versehen mit liebenswürdigen guten Wünschen, in einen friedlichen und seligen Weihnachtsabend auf. Wer da nicht an den anderen Lukas, Kapitel 6, Vers 20, dächte: »Selig seid ihr Armen«. Ja, man lädt da und dort christlich korrekt Arme ein - aber wenn erst die Armen die anderen einladen! Also ich wäre in der heiligen Nacht gerne bei den harten Hirten auf kargem Felde und sähe dann hoffentlich (»Fürchtet euch nicht!«) das strahlend-gleißende Licht dieser Botschaft in deren, in unsere Finsternis einbrechen: »Brich an, du schönes Morgenlicht...«

Robert Leicht ist Politischer Korrespondent der ZEIT